

Die Künste Indiens

Von Lothar M. Loske

Die Künste Indiens sind ein Gepräge historischer Eigentümlichkeiten, die meistens streng ritualistisch und symbolisch gehalten, mit vollkommener Klarheit die moralischen und nationalen Zustände wiedergeben. In den Künsten findet sich die Erklärung des religiösen Lebens der Inder, welches schon unter dem *Codex* des *Manu* 900 bis 300 Jahre v. Chr. zu vollkommener Reife gelangt war.

Selten erkennt der Europäer, wie seelenvoll das Leben derartiger Völker ist und wie sich sein Vertiefen in verborgene Wahrheiten geistiger Wissenschaft ausdrückt. Am wenigsten aber kann es jener verstehen, dessen Glaube an das Übernatürliche durch materielle Anschauungen der modernen Gesellschaft verdrängt worden ist.

Für den Inder gibt es keine Abgrenzung zwischen der Erde und dem Himmel im Sinne der Vergangenheit, Gegenwart und der Zukunft. Er betrachtet sich als Vertreter einer geistigen Familie, die von Ewigkeit her da war und bis zum Ende aller Zeiten erhalten bleibt.

Dieser Glaube ist es, der die indischen Völker so unzertrennbar an ihr Land und an ihre ihnen vererbte Beschäftigung bindet.

Ein solcher Glaube und religiöser Symbolismus ist durch alle indischen Gewerbe durchdrungen und durchgeistert; und gebunden an die Beschäftigung, die ihnen als die süßeste Bürgerschaft gegen das Aussterben ihrer Familie gilt, finden wir hierin die Ursache ihrer künstlerischen Tüchtigkeit.

In der neueren europäischen Kunst mangelt es an sinnbildlichen Darstellungen, und meist sind es nichts anderes als blindlings übernommene dekorative Formen Ägyptens und Assyriens. Gewiß waren diese unstreitig — wie es allen orientalischen Völkern eigentümlich — dem symbolischen Leben ihrer Schöpfer entsprungen; doch für den Europäer und selbst für die alten Griechen und Römer hatten sie kaum höhere Bedeutung als die bloße Verzierung.

Überall in Indien finden wir Ramajana und Mahabharata, Rama und Sita, Hanuman und Ravana, Krishna und Radha, die Kauravas und die Pandavas in den Stein der Tempel gehauen, auf das Holz der Häuser geschnitzt und auf die kupfernen und messingnen Gefäße graviert oder auf die Wände gemalt. Der Schmuck, die Figuren aus Holz und Elfenbein, die Decken und Gewänder tragen alle den künstlerischen Charakter von Personen, Szenen oder Ereignissen aus den einzelnen Volksepen.

Die Erhaltungsmittel der traditionellen indischen Künste, sind die Dorfgemeinden, und als die ersten Spuren indischer Zivilisation wurden in Indien die Gewerbezünfte sichtbar. Und im neunzehnten Kapitel des Ramajana unter „Ayodhya Kanda“ steht beschrieben, wie die Einwohner jener Stadt nach Zünften geordnet mit Bharata auszogen, um Rama zu suchen: erst die Juweliere, dann die Töpfer, die Elfenbeinarbeiter, Parfümeure, Goldschmiede, Weber, Zimmerleute, Messingarbeiter, Instrumentenmacher, Kupferschmiede, Figurenmacher, Glasarbeiter, Mosaikarbeiter und andere; der Vorsteher der Zunft immer am Schluß. Wahrscheinlich sind die Zünfte ein Überbleibsel des Buddhismus, denn die echten Gewerbezünfte im westlichen Indien bestehen hauptsächlich unter den *Parias*, der einzigen Buddhistensekte im eigentlichen Indien, und unter der verwandten indischen Sekte der *Vessnavas* oder *Vischnu-Anbeter*. Kein unfähiger Mann kann zu einer Zunft Zugang erlangen oder darin verbleiben. Es ist ebenfalls nicht Sitte, die Lehrzeit kontraktmäßig festzusetzen, doch jeder Knabe, der von Geburt einer arbeitenden Klasse angehört, erlernt seines Vaters Handwerk und nimmt, sobald ihm seine Leistungen anerkannt werden, seinen Stand als Freier seiner Kaste oder seiner Gewerbezunft ein. Zu solch einer Begebenheit ladet der Vater, oder gar der junge Mann selbst, die Zünfte zu einem Gelage ein.

Schmucksachen, die von den höhergestellten Ständen auf dem Kopf, an den Ohren, Hals, Nase, Armen, Handgelenken und an den Fingern getragen werden, sind von Gold. Bei den niederen Ständen sind zwar die Verzierungen ebenso, jedoch von Silber. Gleichfalls ist der andere Zierat um Hüften, Knöchel und Füße bei den Edelleuten von Gold und bei den Niederen- und Mittelständen von Silber.

Bei der Belehnung eines Jünglings mit dem heiligen Faden wird der Schmuck des Knaben, eine goldene Halbkugel, welche an einem gelben Faden oder einer goldenen Kette um den Hals hängt, abgenommen und durch den heiligen Faden der Mannheit ersetzt.

Die Jungfrauen tragen einen blattförmigen Schmuck mit dem Baume des Lebens verziert. Häufig bildet dieses, von einem Faden oder einer Kette um die Taille gebunden, sowohl ihr einziges Gewand, als auch ihren einzigen Schmuck.

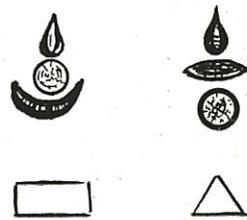
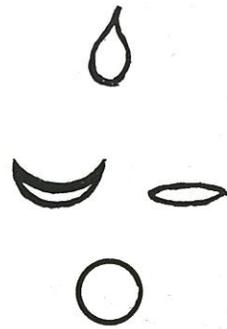
Im Grunde dürfte diese herzförmige Zierde die buchstäbliche Nachbildung des Blattes der heiligen Feige sein.

Dieser herzförmige Schmuck scheint das anerkannte Zeichen der Jungfräulichkeit im ganzen Orient zu sein, von Indien bis Algier, und ist möglicherweise der Ursprung der Herzform bei europäischen Ornamenten.

Die indische Frau trägt dreierlei Gebilde und Formen von Schmuck auf ihrem Kopf: das erste heißt „kevado“, ein tropfenförmiges Gebilde, welches am Abschluß des Scheitels getragen wird; das zweite heißt „ketak“ und ist halbmond- oder schiffchenförmig; das dritte heißt „chak“ und ist kreisförmig.

Es sind dies die Symbole von Wasser, Wind und Äther und stellen das tränenhafte, stürmische und luftige Wesen der Frauen dar (in Indien natürlich) und werden nach nebenstehenden Weisen angeordnet.

Der Mann trägt den für ihn bezeichnenden Schmuck der quadratischen und dreieckigen Form. Sie weisen auf die irdische und feurige Natur des Mannes durch Erde und Feuer.
(Fortsetzung folgt)



Benvenuto Cellini

von Prof. Lettré, Berlin

Der Überschwang im Anruf zum Gedächtnis *Benvenuto Cellinis*, der vor 450 Jahren geboren, zum Sachlichen zu drängen, ist notwendig um unserer selbst willen wie des Nachwuchses.

Durch *Goethes* freie Übersetzung der Lebensbeschreibung von *Benvenuto Cellini* sind wir befangen. Dieses Buch, das die Geschichte seines Ruhmes wie seiner Schande aufrollt, hat der Welt ja mehr Freude bereitet, als es seine Werke getan. Er nennt sich den berühmtesten Goldschmied und ist stets bereit, einem Widersager mit dem Degen anzugehen. Er erzählt von seinen leidenschaftlichen Beziehungen zu beiden Geschlechtern, seiner Tätigkeit bei Fürsten und dem Papst. Der ließ ihn in die Engelsburg werfen, als er von ihm bestohlen wurde. Dort in den Qualen des Gefängnisses steigt ein Engel hernieder, krönt ihn mit dem Heiligenschein. Keinesfalls war seine Zeit, die schon die Überreife des Barock hatte, bedenklich. Sie legte dem Eigenen reichlichen Wert bei, möglichst bei Herabsetzung des Nächsten. So charakterisierte *Cellini* eine ungenierte, schamlose Zeit. Er war hochfahrend und lächerlich stolz, hohen Herren gegenüber, dann wieder demütiger Bettler, ohne Maß, auf Geld und Ruhm wohlbedacht. Wenige Male wächst er über sich hinaus. So im bronzenen Perseus wie im Kreuzifix, das in Marmor im Escorial hängt. Die Natur, deren

Studium blieb ihm verschlossen, variiert er wesentlich vergangenes Allegorisches. Am Salzfaß sind es die beiden Götterfiguren, die frei geschlagen, Lob verdienen.

Seine glücklichste Zeit war die am Hofe des Königs in Paris. Doch war er auch hier undankbar, gab sich einem Lotterleben hin unter niedrigstem Volke, wurde vor den Richter geholt, seine Leute sprachen nicht für ihn, so daß er flüchtend das Land verließ unter Mitnahme königlichen Silbers.

Er wanderte und arbeitete stets mit mehreren Gesellen, unter denen auch deutsche. Die noch strenge Zucht der Zünfte schuf tüchtige Handwerker, aber nur wenigen machte sie es möglich, den Meistertitel zu erringen. Nicht leicht zu glauben, daß *Benvenuto Cellini* in Nürnberg seinen Weg gemacht hätte, dieser Stadt der Akeleybecher, wo auch der anmutige Tafelaufsatz von *Jamnitzer* entstanden. In *Cellinis* Werkstatt entstand kein Stück von diesem Rang. Ja, geistvoll ist keines seiner Werke. Ihnen fehlt die Tiefe wie die Pracht der Form.

Es ist Sache der Innungsmeister, daß Lehrer und Schüler in dem Kult um *Cellini* keinem Popanz verfallen, und das gar in einer Zeit, die so ohne Gnade ist.

Italienische Zeitgenossen nannten ihn *terribile*, französische aber einen *Fanfaron*.